
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 24. 1897.

Die gelbe Majestät.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Wie heißt der Techniker eigentlich?" unterbrach der junge Prätorius plötzlich die Beschreibung und stand aus dem Sessel, in dem er bisher rauchend und oberflächlich zuhörend gesessen hatte, auf.

„Georg Hartung, Herr Prätorius," erwiederte Jakobs.

„Er hat am Kinn eine kleine Narbe von einer Wunde, die er vor Jahren beim Aufstellen einer Maschine erhalten?"

„Die Narbe stimmt, Herr Prätorius; wo er sie her hat, weiß ich indeß nicht," antwortete Jakobs.

„Und volles, dunkles Haar, das sich an den Schläfen etwas lockt?"

„Stimmt, Herr Prätorius. Stimmt auffallend."

„Und in seinem Gesicht fallen besonders die Augen auf, wie Sie schon sagten, nicht wahr? Große, sprechende, leuchtende Augen —"

„Wie zwei Schusterleuchtkugeln, Herr Prätorius."

„Er ist's. Ich kenne ihn."

„Du kennst ihn, Walter?" fragte erstaunt der Kommerzienrath.

„Ja, wenn ich auch nur ganz flüchtig mit ihm zusammengetroffen bin — neulich Abends, als ich aus dem Theater kam — so glaube ich doch — — Hm, Jakobs, ich habe mit meinem Vater etwas zu reden. Sie können wohl so lange in das Nebenzimmer treten."

„Wie Sie befehlen," sagte Jakobs und zog sich zurück.

„Es liegt Dir viel an dem Patent?" fragte der junge Prätorius seinen Vater, nachdem Jakobs das Zimmer verlassen hatte.

„Unberechenbar viel," entgegnete der Kommerzienrath lebhaft, „denn im Besitz des Patents habe ich einen ausschlaggebenden Faktor für das Steigen und Fallen unserer Rheinischen Eisenaktien in der Hand. Was glaubst Du, wie die Kurse dieser Aktien emporschnellen werden, wenn ich ankündigen lassen kann, daß die neuen Wagenkuppelungen unseren Werken in Auftrag gegeben worden sind. Denn habe ich erst das Patent, so mache ich doch auch den Preis für die Kuppelungen. Ist so das Patent ein Mittel, um den Kurs unserer Aktien zu beleben, so ist es aber andererseits auch ein Mittel zum Flaumachen, sobald ich die Zeit dazu gekommen erachte. Du siehst, ein solches Ding ist eine reine Wünschelruthe."



Der König von Siam. (S. 188)

„Ich glaube, ich kann Dir das Patent verschaffen, Vater," sagte Walter nach einer Pause nachdenklich.

„Wieso?"

„Höre mir zu. Ich sagte schon, daß ich Herrn Hartung kennen gelernt habe, als ich neulich aus dem Theater kam. Er drängte sich in ziemlich auffälliger, in genial-rücksichtsloser Weise an uns heran, und ich verfehlte natürlich später nicht, Fräulein Zehlen zu fragen, wer denn der junge, interessante Mann gewesen sei."

„Fräulein Zehlen?"

„Ja. Mit dieser kamen Mama und ich eben aus dem Theater. Ich weiß wohl, daß Du Fräulein Zehlen nicht sonderlich wohlgesinnt bist, Du wirst aber gleich hören, wie Unrecht Du damit thust."

„Fräulein Zehlen ist jedenfalls keine Frau für Dich, Walter."

„Weil sie nichts hat, nicht wahr?"

„Selbstverständlich. Weil Fräulein Zehlen nichts hat, kann sie Deine Frau nicht werden," bestätigte der Kommerzienrath. „Ich habe bei Elsbeth, deren Heirath mit Graf Fielitz ich auch für eine Dummheit halte, ein Auge zugedrückt, bei Dir kann ich es aber nicht, ohne die Interessen der Firma in Frage zu stellen. Du mußt eine reiche Frau heirathen, damit wieder einmal Geld in's Haus kommt."

„Ich weiß schon, was Du sagen willst," entgegnete Walter. „Du wünschest, daß ich eine Frau heirathen soll, die mir hunderttausend

Mark jährlicher Rente mitbringt, und mir dann, wenn ich sie habe, das Doppelte verbraucht. Das ist nämlich das, was man heutzutage eine reiche Heirath nennt."

„Warum nicht gar!"

„Verlaß Dich darauf. So ist es. Heirathe ich aber Fräulein Zehlen, so weiß ich, daß sie als meine Frau leben wird, wie ich es wünsche. Sie ist an kleine Verhältnisse gewöhnt und wird mir keine großen Gewohnheiten und kostspieligen Liebhabereien aufhalsen. Und dann — wie gesagt — an Fräulein Charlotte hängt das Patent."

„Wieso denn?"

„Nun, ich fragte sie also nach Herrn Hartung und merkte an dem kurzen Athem, an den abgebrochenen Sätzen, an dem schüchternen Rothwerden rasch, wie die Sache stand. Kurz, ich weiß, daß sie das Patent von Hartung erhalten wird, wenn sie es wünscht. Damit sie es aber wünscht, mußt Du mir in der Sache freien Lauf lassen."

„Was meinst Du damit: freien Lauf lassen?"

„Herr Hartung muß zu — unserer Verlobung eingeladen werden."

„Laß das, Walter. Davon kann keine Rede sein."

Der junge Mann sah einen Augenblick starr vor sich hin, dann sagte er mit auffallender Bestimmtheit und mit einer Energie, die sein Vater noch nie an ihm wahrgenommen hatte: „Ich versichere Dich, es wird davon die Rede sein, und wenn nicht früher, so doch, wenn ich einmal in die Firma eintreten soll. Das aber kann ich Dir jetzt schon sagen, Vater, daß, wenn ich einmal in die Lage kommen werde, zwischen Charlotte und Prätorius & Comp. zu wählen — und diese Lage muß kommen, wenn Du auf Deiner Weigerung beharrst — so werde ich Prätorius & Comp. nicht wählen, sondern mich auf meinen Pflichttheil beschränken und Charlotte heirathen."

„Was soll das heißen, Walter!" fuhr der Kommerzienrath zornig auf.

„Das soll heißen, daß es klar zwischen uns werden soll."

„Du könntest Dich von der Firma lossagen?"

„Du zwingst mich dazu."

Es entstand wieder eine Pause; der Kommerzienrath ging mehrere Male nachdenklich, mit auf den Rücken zusammengelegten Händen im Zimmer hin und her, und Walter fuhr endlich fort: „Ob mein Schwager, Graf Fielitz, der Mann ist, die Firma allein weiter zu führen —"

„Gott bewahre!" unterbrach ihn der Kommerzienrath, „daran ist gar nicht zu denken."

„Nun, so denke bei Zeiten an die Liquidation."

„Liquidation?" schrie der Kommerzienrath auf, „bist Du denn ganz toll geworden auf einmal?"

Es mochte dem alten Geschäftsherrn sehr weh um's Herz sein, jetzt, in seinen alten Tagen, vor einer solchen Aussicht zu stehen. Für wen hatte er gearbeitet, gesorgt, spekulirt sein Leben lang, wenn nicht zum größeren Ruhme von Prätorius & Comp.? Die Firma, das war sein Leben.

„Gut, Vater; laß uns zusammengehen. Laß mir freien Lauf — ich schaffe Dir Dein Patent, und Alles bleibt beim Alten."

So umsichtig, so weltkundig und zäh auch sonst Kommerzienrath Prätorius in seinen Geschäften war, so suchte er doch in seiner eigenen Familie gern Verständigung. Er gab den Anschauungen seines Sohnes nach, vielleicht weil er eine endlose Reihe von stürmischen Auftritten, die schließlich doch wohl nicht zu dem von ihm beabsichtigten Ende geführt hätten, scheute, vielleicht aber auch, weil ihm Walter das Patent in eine so sichere Aussicht stellte. Das war ja schließlich auch eine Mitgift der jungen Dame und eine nicht geringe. So sagte der Kommerzienrath denn endlich nach langem Schweigen: „Nun gut, Walter, mache auf Deine Verantwortung hin, was Du willst, heirathe meinetwegen die kleine Zehlen — aber schaffe mir das Patent. Hörst Du? Ich verlasse mich auf Dich. Schaffe mir das Ding!"

„Sei ohne Sorge, Vater," antwortete sein Sohn, „Du sollst es haben."

10.

Frau Doktor Zehlen hatte in der letzten Zeit eine Thätigkeit entwickelt, die an's Fieberhafte grenzte und sich in demselben Maße steigerte, wie ihre Geldverlegenheit von Tag zu Tag immer empfindlicher wurde. Ihre Lage wurde durch die Thatsache hinreichend klar gestellt, daß sie eine Summe von lumpigen zweitausend Mark nothwendig haben mußte, und nicht hatte. Das Accept, das sie Jakobs über zwölfhundert Mark gegeben, war natürlich schon längst fällig und von Prätorius & Comp. präsentirt worden. Sie besaß aber kaum zwölfhundert Pfennige. Dem Kassenboten, der das Geld holen wollte, gab sie, um nobel zu erscheinen, einen Thaler Trinkgeld und sagte ihm, sie werde das mit Herrn Walter Prätorius persönlich ordnen. Diesem erzählte sie dann Abends im Theater, daß sie durch das Ausbleiben ihres Geldes aus der Provinz in Verlegenheit gebracht worden sei, und bat ihn, das Accept zu prolongiren.

„Selbstverständlich; es beruht überhaupt nur auf einem Versehen meinerseits, daß das Papier präsentirt worden ist," hatte Walter Prätorius liebenswürdig zu der hübschen Frau gesagt, trotzdem er so genau wie sie selber wußte, daß die „Gelder aus der Provinz" wohl erst am jüngsten Tag eintreffen würden.

Dazu waren nun mittlerweile noch andere Schulden gekommen, und da die Menschenfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft des Herrn Jakobs eine sehr kostspielige Aushilfe war, so hatte Frau Zehlen beim Herannahen des Frühjahrs nur noch die bekannten drei dringenden Wünsche: „Geld, Geld und nochmals Geld!" das man ja auch noch zu anderen Dingen, als zum Kriegführen — wie Montecuccoli meinte — dringend nöthig gebraucht.

Sie hatte das Menschenmögliche geleistet, um die Verlobung zwischen Lottchen und Walter Prätorius zu Stande zu bringen und dadurch ihrer Geldnoth abzuhelfen. Der Plan des jungen Prätorius, sich von Prätorius & Comp. zu trennen, war natürlich in ihrem Kopfe entsprungen. Aber selbstverständlich hatte sie diesem den Gedanken eingegeben, nicht damit er ihn wirklich ausführe, sondern nur, damit er seinen Vater damit mürbe mache. Bei jeder nur möglichen Gelegenheit hatte Frau Zehlen ferner die Frau Kommerzienrath aufgesucht und sie so geschickt zu behandeln verstanden, daß sie dieser bereits eine unentbehrliche Freundin geworden war. Es gab keine Krankheit in der Welt, von der Frau Prätorius nicht einmal befallen wurde, und für alle, sie mochten heißen wie sie wollten, hatte Frau Doktor Zehlen ein rührendes, mitfühlendes Verständniß und — was mehr werth war — ein vortreffliches, nie versagendes Hilfsmittel. Von ihr lernte Frau Prätorius zuerst, sich der Morphiumspritze zu bedienen. Bei ihrer hochgradigen Nervenzerrüttung mußte ihr diese als ein Labsal erscheinen, dessen fürchterlichen Fluch freilich sie noch nicht kannte. Frau Zehlen aber kannte ihn, mußte ihn kennen, denn sie war die Wittwe eines Arztes. Gleichwohl rieth sie der kranken Frau den heimlichen Gebrauch des Morphiums an. Das ließ sie wenigstens ihre Schmerzen nicht empfinden, und wenn die Kommerzienräthin ihrer Krankheit schließlich erlag nun, so ergab sich daraus für sie selbst nur eine Aussicht mehr, denn der Kommerzienrath war noch ein Mann in seinen sogenannten besten Jahren.

Trotz alledem war Frau Zehlen nicht das, was man einen niedrigen, verworfenen Charakter nennt, sondern diese verwünschte Geldnoth, in die sie ihr Leichtsinn und ihre Unkenntniß der Welt gebracht hatten, dieses fortwährende Sorgen um neue Hilfsquellen ließen sie das Glück nur da suchen, wo es in Wahrheit nicht ist, ließen sie in der gelben Majestät, in dem glitzernden Mammon den wahren Herrscher der Herrlichkeiten dieser Welt sehen. Ihre ganze Innerlichkeit, ihr Mitgefühl, ihre Liebe, ihre Religion zerfloß vor diesem gelben Götzenbilde in nichts. Sie hätte ihre Tochter, sich selbst verkauft — in Anbetung dieses Götzen.

„Herr Walter Prätorius wünscht Sie zu sprechen, Frau Doktor," hörte sie plötzlich ihr Dienstmädchen sagen. Sie wäre bald vor freudigem Schreck vom Stuhle gefallen. Herr Walter Prätorius bemühte sich zu ihr — zu ihr! Es mußte etwas Besonderes passirt sein.

Frau Zehlen erhob sich lebhaft. „Führe den Herrn in den Salon, Lisette, ich komme sofort."

Dann machte sie noch rasch und kundig ein wenig Toilette, steckte sich ein paar Veilchen an und färbte mit einem rothen Schminkläppchen die unterste Parthie der Ohren etwas lebhafter, um sich ein frischeres, jugendliches Aeußere zu verleihen. So ging sie in den Salon.

„Ei, der unerwarteten Ehre! Sie sind es wirklich selbst, Herr Prätorius? Wie sehr bin ich Ihnen für Ihren lieben Besuch dankbar," sagte sie mit wahrhaft bestrickender Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit, indem sie ihm ihre niedlichen Händchen zum Gruß hinhielt.

„Frau Doktor, ich komme in einer besonderen Angelegenheit und hoffentlich in keiner unangenehmen."

„Sie mag sein, wie sie will. Ich bin immer froh, Sie bei mir zu sehen."

„Ich hätte mich übrigens richtiger bei Fräulein Charlotte melden lassen müssen, denn sie geht mein Besuch doch immerhin zunächst an."

„O, Sie Loser! Aber freilich, man muß sich das gefallen lassen," sagte sie, indem sie verschämt und mit vielem Geschick auf seine spaßige, neckende Art einging. „Wenn man freilich schon eine heirathsfähige und — Gott sei's geklagt — auch heirathslustige Tochter hat, so wird man leicht bei Seite geschoben. Aber nun, es mag sein. Sie Böser, Sie sollen Ihren Willen haben! Ich will Lottchen rufen."

„Bitte, gnädige Frau, noch einen Augenblick. Ich möchte Ihnen zunächst etwas mittheilen, was Lottchen vielleicht besser erst später und jedenfalls besser von Ihnen erfährt."

Auf ihre einladende Handbewegung nahm Walter in einem Sessel Platz, während sie sich ihm gegenübersetzte.

„Das arme Kind, das arme Kind," sagte sie noch immer etwas verschämt und schalkhaft, „ich weiß, daß Sie nur eine einzige Neuigkeit bringen können, die sie interessirt. Für alles Andere ist sie wie abgestorben."

„Und ich bringe sie ihr. Ich bin glücklich, sie ihr bringen zu können."

In ihrer freudigen Aufregung sprang Frau Zehlen lebhaft wieder auf.

„Ist es wirklich wahr, Herr Prätorius?" rief sie leuchtenden Blickes.

„Ja, Frau Doktor, es ist wahr. Mein Vater hat seinen Widerstand gegen unsere Verbindung aufgegeben —"

„Lassen Sie sich umarmen, mein lieber, lieber Walter. Ihr Papa ist ein Gemüthsmensch, ich wußte es wohl; er konnte sich dem Glück seiner Kinder nicht auf die Dauer widersetzen. Lassen Sie sich umarmen!"

Und Walter Prätorius ließ sich umarmen. Warum hätte er es nicht thun sollen? Seine zukünftige Schwiegermutter war ja eine reizende Frau.

„Ihr Papa ist eine Perle von einem Menschen, ein wahres Goldherz. Nun, er soll seine Freude haben!“

„Ja,“ sagte Walter, „nur eine einzige Bedingung stellt er, die Sie, Frau Doktor, oder Fräulein Lottchen erfüllen sollen.“

„Sie soll erfüllt werden, zweifeln Sie nicht daran!“

Und wenn der Kommerzienrath verlangt hätte, sie solle den Mond vom Himmel herunterlangen und ihm frisch geputzt und blank zu Füßen legen, sie hätte es in diesem Augenblick versprochen, so sehr war sie erfreut, nun endlich, endlich an dem heiß ersehnten Ziele zu stehen.

Walter erzählte ihr nun im Zusammenhang den Sachverhalt und wozu er sich seinem Vater gegenüber verbindlich gemacht hatte. Er war diese Verbindlichkeit ziemlich leichten und zuversichtlichen Herzens eingegangen, und seine ganze Bemühung bei der Sache bestand darin, sie auf die Schultern der Frau Zehlen abzuwälzen. Mochte sie zusehen, wie sie mit der Sache zu Stande kam, sein eigenes Hauptinteresse war und blieb seine Verheirathung, während ihm das Schicksal der Patentangelegenheit ziemlich gleichgiltig war.

„Gut,“ sagte endlich Frau Zehlen, „haben Sie keine Sorge, Herr Prätorius, die Sache ist so gut wie abgemacht. Ich stehe Ihnen dafür und werde noch heute die nöthigen Schritte thun.“

„Sehr gut, Frau Doktor. Sie glauben nicht, welchen großen Dienst Sie meinem Vater dadurch leisten. Sie können es gar nicht glauben!“

„Verlassen Sie sich auf mich. Nur möchte ich Sie bitten, vorläufig zu Charlotte noch nichts davon zu erwähnen. Sie verstehen mich — junge Mädchen haben manchmal ihre Schrullen und gerade da, wo es darauf ankommt, verständig zu sein, sind sie zuweilen von einer unpraktischen und geradezu bedauerlichen Sentimentalität. Also lassen Sie sich vorläufig nichts merken. Ich werde die Sache zunächst allein in die Hand nehmen und Lottchen je nach Bedürfniß selbst davon unterrichten.“

„Halten Sie mich aber immer über die Angelegenheit auf dem Laufenden. Denn sollte es sich wirklich zeigen, daß dieser Herr — wie heißt er doch?“

„Hartung, Herr Prätorius, Georg Hartung.“

„Richtig; sollte es sich zeigen, daß dieser Herr mir gegenüber schlechte Mienen zeigt, so wollen wir ihn schon kriegen. Es kostet mich ein Wort, und er wird bei Simmen & Söhne entlassen. Dann wird ihn schon der Hunger rasch weich machen.“

„Nun, ich denke, der junge Mann wird sein Interesse nicht so sehr verkennen, daß er sich Ihnen, daß er sich der Bank von Prätorius & Comp. widersetzt. Das wäre ja Wahnsinn. Und nun wollen wir Lottchen rufen. Sie sollen ihr das Glück selbst mittheilen, Walter, und ich will nicht einmal dabei sein — nun, 's ist gut. Lassen Sie nur, ich weiß schon, daß Sie mir dafür danken wollen, aber ich weiß auch, daß junges Glück keinen Zeugen braucht.“

Frau Zehlen ging, um ihre Tochter zu rufen, und Walter Prätorius strich sich indessen halb stolz auf seine Herzenssiege, halb erwartungsvoll den Schnurrbart.

„Um diese Schwiegermutter wird mich die Welt beneiden,“ murmelte er; dann trat Charlotte langsam und etwas zaghaft ein. Sie hatte sich im Laufe des Winters etwas verändert, leider aber nicht zu ihren Gunsten. Die Augen, die sonst mit einer erquickenden Kindlichkeit und Reinheit in die Welt geblickt, hatten jetzt oft einen scharfen und fast stechenden Ausdruck, und an Stelle der weichen, jugendlichen Gesichtsformen waren härtere Linien getreten. Indessen, zu ihrer Ehre sei es gesagt, sie hörte den Auseinandersetzungen ihres nunmehrigen Verlobten mit sichtlicher Bestürzung zu. Schweigend sah sie zu Boden — als ob sie vor einem Grab stünde, in dem ihre Jugend, ihr Glück, ihr Traum des Herzens lag — schweigend hörte sie Walter an, und erst als dieser ein Etui aus blauem Sammet hervorzog und vor ihren Blicken ein paar Ohrringe blitzen ließ, in denen ein paar Diamanten von wunderbarem Feuer und Glanz leuchteten, erst da hob sie ihre Augen dankbar zu dem Geber empor. Diamanten! Welche Frau könnte in ihrem eiteln leichtlebigen Herzen ihrem berückenden Funkeln, ihrem verführerischen Strahlen widerstehen? Sie sind die Elitetruppen der gelben Majestät, des klingenden, schillernden, rollenden, falschen Goldes.

Auch Charlotte freute sich. Nun brauchte sie ihre Imitationsohrringe nicht mehr mit Spiritus zu waschen, brauchte nicht mehr roth zu werden, wenn ihr Jemand, der die Sache verstand, nach den Ohren sah. Sie hatte echte, wahre Diamanten! Welch' eine Fülle süßer Träume, selbstgefälliger Phantastereien wurde unter diesen blendenden Strahlen in ihrem Herzen geboren; wie stolz wurde sie, vor ihren Freundinnen und Altersgenossinnen so ausgezeichnet zu sein, wie freudig, ihren Neid zu erwecken — sie dachte gar nicht daran, daß sie damit einem Anderen das Herz brach!

Dann küßte Walter Prätorius sie, und sie küßte ihn. Dann sagte sie mehrere Male Ja, dann hing sie eine kleine Weile an seinem Halse und endlich, endlich kam ihre Mutter zurück, worauf sich schließlich ihr nunmehriger Verlobter verabschiedete.

„Nun,“ sagte die Mutter, als sie allein waren, mit stolz leuchtenden Blicken, „nun? Habe ich Recht gehabt? Habe ich Dein Glück nicht besser verstanden als Du? Ist er nicht eine Seele von einem Menschen? Eine wahre Perle? Und die schönen Steine! Sie sind ihre fünftausend Mark werth unter Brüdern. Er ist eine Perle von einem Mann! Habe ich Recht oder nicht?“

Lottchen besah ihre Steine, sagte aber nichts, und ihre Mutter fuhr mit einer gelinden Begeisterung fort: „Und morgen steht die Verlobung in allen Zeitungen! Du bist die Braut von Prätorius & Comp. Du darfst Dich sehen lassen! Ich werde nicht mehr nöthig haben, mit Herrn Jakobs um einige schäbige Prozente zu handeln. Die Braut von Prätorius & Comp. hat überall Kredit. Gott sei Dank, die Hungerleiderei, die Knauserei, das Elend ist vorbei. Kleide Dich an, Lottchen, wir müssen ausfahren und unsere Einkäufe machen. In zwei Monaten ist die Hochzeit. Kleide Dich an. Laß mich nur machen. Die Sache soll nun schon Geschick und Styl kriegen.“

Charlotte starrte plötzlich wie entgeistert vor sich hin, und die Kätzchen und Hündchen, die in das Teppichmuster zu ihren Füßen hineingestickt waren, nahmen vor ihrem Auge die Gestalt wilder, bedrohlicher Fabelwesen an, die sie erstarren ließen. Wie ein Blitz fuhr ihr der Gedanke durch's Hirn: „Und was wird Georg sagen?“ und unwillkürlich mechanisch lispelten ihre Lippen: „Und was wird Georg sagen?“

„Der arme Mensch!“ antwortete Frau Zehlen bedauernd. Als sie aber den starren Blick ihrer Tochter sah, fuhr sie in einem anderen Tone fort: „Herr Hartung ist ja aber ein verständiger Mann. Wenn er es wirklich ehrlich mit Dir gemeint hat, so muß er bei dieser erfreulichen Wendung unseres Geschicks zufrieden und glücklich sein. Er wird als ein aufrichtiger Freund nicht verlangen, daß Du ihm zu Liebe, ihm, der Dir nichts zu bieten hat, auf Dein Glück verzichtest. Und wenn er es auch verlangte, es wäre Wahnsinn, es zu thun. Und damit Punktum.“

Lottchen starrte noch immer auf den Teppich, während ihre Mutter fortfuhr: „Uebrigens habe ich gehört, daß sich Prätorius & Comp. auch für diesen jungen Mann interessiren, und es liegt nicht an ihnen, wenn Herr Hartung sein Glück nicht macht.“

„Sie, sie sollten sich für Georg interessiren?“

„Wie ich sagte. Ich weiß es ganz bestimmt. Und das ist auch gar nicht zu verwundern. Leute, die wie Prätorius & Comp. jahraus jahrein so unendlich vielen Leuten allerei Gutes erweisen, können sich wohl auch für einen armen Techniker interessiren, wenn er — selbstverständlich — wenn er klug und verständig ist. Warum soll man ihm nicht mit einigen tausend Mark helfen, wenn man ihn damit vorwärts bringen kann? Es handelt sich, wie ich gehört habe, um ein Patent —“

„Ja, ja, ich weiß davon. Er hat mir davon schon vorigen Herbst erzählt. Was ist damit? Hat er es?“

„Freilich hat er es, aber er soll, um es zu erreichen, so viel Geld aufgewendet haben, daß seine sauer ersparten Groschen darüber draufgegangen sind. Nun steht der arme Kerl da und hat nichts und kann also auch das Patent nicht verwerthen. Soviel ich nun weiß, wollen Prätorius & Comp. das Patent beleihen. Wenn er es ihnen — einstweilen selbstverständlich — als Pfand überlassen will, so wollen sie ihm dafür Geld vorstrecken, soviel er braucht, um seine Erfindung zu verwerthen.“

„Man muß es ihm mittheilen,“ sagte Charlotte rasch.

„Ich glaube, das ist schon geschehen, leider zeigt sich aber, daß Herr Hartung die angebotene Freundeshand nicht annehmen will, sondern mißtrauisch und argwöhnisch zurückstößt. Das dürfte natürlich, wenn er dabei beharrt, ihm sehr schädlich sein, und es heißt, daß er sogar infolge dieses ebenso dummstolzen wie dreisten und beleidigenden Auftretens seine Entlassung von Simmen & Söhne erhalten soll, was natürlich für die arme Familie eine furchtbare Katastrophe wäre.“

„O, wenn ich mit ihm reden könnte! Mit meinem kleinen Finger wollt' ich ihn regieren,“ rief Charlotte plötzlich mit flammenden Blicken aus.

„Es wird sich dazu Gelegenheit bieten, Lottchen, und man wird es Dir sehr hoch anrechnen, wenn es Dir gelingt, zum lieben Frieden zu reden und ihm den Kopf zurecht zu setzen. Nur mußt Du nicht vergessen, worauf es dabei ankommt. Nicht er soll Dich beschwatzen, sondern Du sollst ihn Billigkeit und Gerechtigkeit im Denken und Handeln beibringen. Man erwartet natürlich von ihm, daß er den ersten Schritt thut, daß er es nicht auf's Aeußerste ankommen läßt, nicht dem eigenen Starrsinn zu Liebe sich und seine Angehörigen in Armuth und Elend bringt. Zwei Zeilen an Prätorius & Comp., worin er um Beleihung des Patents nachsucht, genügen.“

„Er muß es thun. Ich will ihm schon sagen, was sich gehört. Ich will gleich zu ihm hin —“

„Nein, Lottchen, das geht nun doch nicht gut. Warte nur, er wird in diesen Tagen zu uns oder zu Prätorius & Comp. kommen, da kannst Du mit ihm sprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der König von Siam.

(Mit Porträt auf Seite 185.)

Europa wird demnächst den König von Siam als Gast begrüßen können, weshalb wir auf S. 185 das Porträt dieses exotischen Herrschers bringen. König Somdetch Phra Paramindr Maha Chulalongkorn Phra Chula Chom Klao, geboren zu Bangkok am 21. September 1853, ist der Sohn und Nachfolger des Königs Somdetch Phra Paramindr Maha Mongkut. Er gelangte bei dessen am 1. Oktober 1868 erfolgten Tode im Alter von siebzehn Jahren zur Regierung. Obwohl er seine Heimath nie zuvor verlassen hatte, war er doch durch seine Erzieherin, eine Engländerin, in die englische Sprache eingeführt worden. In seinen ersten Regierungsjahren unternahm er dann Reisen nach Java und Kalkutta. Dort machte er sich damit bekannt, wie europäische Mächte die Verwaltung ihrer orientalischen Kolonien betreiben, und kehrte mit dem lebhaften Wunsche in die Heimath zurück, Siam einer höheren Gesittung zuzuführen. Seine Gemahlin ist die Prinzessin Sawang Waddhana (geb. 10. September 1862); sein und ihr Sohn Maha Wajirawudh (geb. 1. Januar 1881) wurde am 17. Januar 1895 als Kronprinz-Thronfolger proklamirt.

Das Theater in Zürich.

(Mit Bild.)

Am 1. Januar 1890 brannte das alte Züricher Stadttheater, ein Bau aus dem Jahre 1834, nieder, und schon am 30. September 1891 konnte der neuerbaute Musentempel, von dem wir untenstehend eine Ansicht bringen, eröffnet werden. Das Theater liegt oberhalb der alten Tonhalle nahe am See und ist ein stattlicher, dreigliederiger und reich mit Skulpturen geschmückter Monumentalbau mit Loggien, der sich auf einer terrassenförmigen Bürgersteiganlage erhebt und dem eine Unterfahrt mit gekuppelten Säulen vorgelegt ist. Der 1230 Personen fassende Zuschauerraum ist in Weiß mit Gold und dunkelrothem Hintergrund gehalten und hat eine ausgezeichnete Akustik. Das Parkett steigt amphitheatralisch bis zur Höhe der Parterrelogen. Das dreigliederige Proscenium schließt sich vermittelnd an die 12 Meter breite und 10 Meter hohe Prosceniumsöffnung. An der Vorderfassade liegen die reizend ausgestatteten Foyers.



Das Theatergebäude in Zürich.

Ein Auferstandener.

Erzählung von **Hellmuth Mielke**.

(Nachdruck verboten.)

Oedenberg ist ein kleines, in der norddeutschen Ebene liegendes Ackerbaustädtchen. Etwa eine Viertelstunde davon entfernt hat ein Großindustrieller eine Fabrik errichtet und von fernher Arbeiter kommen lassen, die in kleinen, niederen Häusern ein Leben für sich führen und das Städtchen nur aufsuchen, um ihre Bedürfnisse einzukaufen.

Bei dieser Fabrikanlage befindet sich auch der Bahnhof der Sekundärbahn: eine einsame, kleine Station, an der wenig Personenzüge am Tage vorüberziehen, da Reisende selten nach Oedenberg kommen und der Verkehr gering ist.

Um so mehr Ueberraschung bereitete es an einem schönen Sommerabend dem Stationsbeamten, der in einer Person die drei wichtigen Aemter des Fahrkartenverkäufers, Portiers und Wagenschiebers vereinigte, als der letzte um sieben Uhr Abends eintreffende Personenzug einen fremden Reisenden brachte, der aus dem Abtheil erster Klasse stieg, welches sonst nur der Fabrikherr zu benutzen pflegte.

Es war ein älterer Mann mit einem bereits ganz ergrauten Kopf; er sah ernst und würdevoll aus wie der Chef eines kaufmännischen Hauses. Der Schnitt seiner Bekleidung flößte dem Stationsbeamten alsbald die Vermuthung ein, einen Engländer vor sich zu haben.

Der Fremde, der nur ein kleines Köfferchen bei sich führte, richtete an den Beamten die Frage, ob das Gasthaus, der „Prinz von Preußen“, noch existire. Auf die bejahende Antwort dankte er und schritt, sein Köfferchen selbst tragend, langsam auf die breite, staubige Landstraße zu, die ihn bei sinkender Sonne nach dem Städtchen führte.

Der Wirth vom „Prinz von Preußen“ war noch mehr erstaunt, als der Stationsbeamte, einen Gast zu bekommen, dem man, obwohl seine Aussprache nichts Fremdartiges hatte, den Ausländer doch auf zwanzig Schritte ansah. Der Fremde verlangte ein Zimmer und zog sich sofort auf dasselbe zurück.

Als er nach kurzer Zeit in das Gastzimmer wieder herunterkam, fand er den Wirth in einem hitzigen Gespräch mit einem jungen Mann, der in aufgeregtem Zustande immer von Neuem wiederholte: „Das sind Zustände — schmachvolle Zustände —“ bis er, da der Wirth jetzt

Humoristisches.

Wie man anklopft.



Ein armer Schlucker zeiget schon
Beim Klopfen seine Devotion.



Ganz anders steht die Sache hier,
Wo anklopft der Gerichtsvollzieh'r.



Der Hausknecht haut mit Wucht darein,
„Aufsteh'n! 's ist fünf!" hört man ihn schrei'n.



Es schafft beladen der Marqueur
Durch einen Fußtritt sich Gehör.



Der Liebhaber mit zartem Tippen
Horcht auf's „Herein" von schönen Lippen.



Bei guten Freunden burschikos
Klopft man mit voller Faust d'rauf los.



Zerstreut klopft der Professor hier
Sogar an seine eig'ne Thür.



Oft klopft vergebens an das Thor,
Wer seinen Hausschlüssel verlor.



Wär' man doch so willkommen immer
Wie's Kindchen hier an Vaters Zimmer.

die Gelegenheit benutzte, von ihm loszukommen, endlich das Geld für seine Zeche auf den Tisch warf und sich zornig entfernte.

Der Fremde hatte etwas zum Abendessen bestellt.

„Wann ich fragen darf," begann er zu dem Wirth, „was hatte der junge Mensch?"

„Ach, es ist ein Kommis aus der Fabrik da drüben," erwiederte der Angeredete. „Er ist ganz unglücklich, mein Herr, und schimpft auf alle Welt. Die Sache ist die: er hat ein Verhältniß mit einer Fabrikarbeiterin, er will sie bald heirathen, sagt er. Die Mutter dieses Mädchens ist eine arme, blinde Wittwe und nährt sich von Spinnen und dem, was ihre Tochter einbringt. Da sind aber noch Schulden von ihrem Manne her, wissen Sie. Der Gläubiger ist jetzt gestorben, und da die Erben ihr Geld haben wollen, so lassen sie die Wirthschaft der Frau morgen versteigern."

„Wie heißt die Frau?" fragte der Fremde.

„Markoff. Ihr Mann war früher Buchhalter in der Fabrik."

„Markoff?" Der Fremde schien in dem Namen etwas Besonderes zu suchen, ohne es zu finden. „Und der junge Mensch?"

„Der heißt Meilen, Herr. Ja, wer kann denn da helfen? Jeder ist sich selbst der Nächste. — Wie, der Herr wollen noch fort?"

Der Fremde war aufgestanden. „Ich möchte noch einen Abendspaziergang machen."

Er hatte sein Haupt mit einer schottischen Tuchmütze bedeckt und verließ den Raum.

Draußen leuchtete noch ein heller, rother Schein am Himmel und warf seinen Reflex auf das graue, stille Städtchen. Ohne Jemand nach dem Weg zu fragen, durchschritt der Fremde die Hauptstraße und befand sich in Kurzem außerhalb des Ortes, wo dicht am Saum eines kleinen Gehölzes der Friedhof lag. Der Fremde öffnete die Pforte und trat ein.

Lange suchte er unter den Gräbern, deren Steine und Kreuze er fast ängstlich auf ihre Inschrift untersuchte. Einige Male mußte er sie mit einem Messer säubern, um die Buchstaben zu entziffern.

Endlich schien er an dem Rest eines Holzkreuzes gefunden zu haben, was er suchte: Friederike Amser — so lauteten die mühsam zu lesenden Buchstaben. Der grauköpfige Mann vermochte sich kaum auf den Knieen zu halten, als er in gebeugter Stellung den Namen entziffert hatte; Thränen fielen auf den alten, verwitterten Holzstumpf.

Es war das Grab seiner Mutter, das er endlich gefunden hatte.

— — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen fand vor dem Häuschen der Wittwe Markoff die Versteigerung statt. Der Auktionator trug ein Stück der ärmlichen Einrichtung nach dem anderen auf die Straße, forderte ein Angebot und schlug ohne Weiteres zu, wenn es aus der meistens aus Weibern bestehenden Bieterschaar heraus gemacht wurde.

Dabei leistete ihm ein junges, hübsches Mädchen mit traurig-bitterer Miene hilfreiche Hand. Bisweilen trat sie in das Innere des Häuschens, in welchem auf einem Stuhl eine blinde Matrone saß und leise in ihre Schürze weinte. Zärtlich streichelte dann das Mädchen das graue Haar der Mutter, wie um sie zu trösten.

Von dem Gasthause kam der Fremde daher. Das Schauspiel zog ihn an, und ohne sich um die gaffenden Blicke zu kümmern, trat er in den Kreis. Der Auktionator bot gerade ein paar schmale Goldreifen aus.

„Ah, Sie da, Herr," rief er, sie dem Fremden hinhaltend, „kaufen Sie doch die Dinger."

Der Fremde hatte die Reifen in die Hand genommen und betrachtete sie. Beides waren dem Anschein nach Trauringe; in dem einen nur fand sich jedoch ein Datum: 13. März 1864. Als der Fremde es las, ging eine merkliche Veränderung in seinen Zügen vor.

„Es sind Mutters Ringe," sagte das junge Mädchen mit zuckenden Lippen, „sie hat davon schier *nicht* lassen können."

„Ich kaufe die Ringe," bemerkte der Fremde hastig zu dem Auktionator. „Fünfzig Mark."

Die Summe erregte allgemeine Verwunderung. Da aber die Ringe das Ende der Versteigerung bildeten, so zerstreute sich die Menge, nicht ohne auf dem Heimweg sich in allerlei Vermuthungen über den seltsamen „Engländer" zu ergehen.

Dieser hatte sich an das Mädchen gewandt.

„Führen Sie mich zu Ihrer Mutter. Ich will ihr die Ringe wieder geben."

Ein Strahl der Freude ging über das Gesicht des Mädchens, doch sagte sie nichts; schweigsam führte sie den seltsamen Gast in das leere, kahle Zimmer, in welchem die alte Frau auf einem Holzstuhl saß und weinte.

„Mutter," rief das Mädchen, „ein Herr hat Deine Ringe gekauft und bringt sie Dir wieder. Hier sind sie."

„Meine Ringe, meine Ringe," murmelte die Frau, „Gottes Segen über den edlen Herrn. Wo ist er?"

„Hier, er steht vor Dir. — Meine arme Mutter ist blind, Herr."

„Blind!" wiederholte der Fremde mit einem Ausruf des Schreckens.

„Ja, es ist der Staar. Vom vielen Arbeiten und Weinen hat ihn die Mutter bekommen."

„Und wie heißt Ihre Mutter?"

„Lina Markoff, mein Herr."

„Aber ihr Mädchennamen? Oder ist Ihre Mutter zweimal verheirathet gewesen?"

„Nein, ich bin nicht zweimal verheirathet gewesen," mischte sich die Blinde mit klagender Stimme in's Gespräch. „Mein Mann war ein guter Mann, aber er hatte kein Glück. Wir hatten so viele Schulden. Er war Buchhalter in der Fabrik und hat geschafft und gearbeitet, die Schulden abzuzahlen, und darüber ist er gestorben. Und die Noth wurde schlimmer für uns, und zuletzt gingen mir die Augen aus, Herr, beide Augen, und ich kann nur noch spinnen."

„Arme Frau!" sagte der Fremde schwer athmend. „Aber der Ring, der das Datum trägt?"

„Die Mutter spricht nicht gerne davon, Herr," mahnte das Mädchen.

„Glauben Sie es der Anna nicht. Ich habe noch gestern davon gesprochen — alle Tage will ich ihr vorhalten, damit sie fühlen soll, was es ist, einen Menschen zu verlieren, den man liebt. Den darf man nicht hinausstoßen in den Tod, auch wenn er irrte. Anna, Anna, Du hast Deinen Johannes von Dir getrieben, wer weiß, ob nicht auch in den Tod. Kind, Kind, gehe in Dich."

„Ehrlich sein, Mutter, ist die Hauptsache," versetzte das junge Mädchen hart.

Der Fremde begriff, daß es sich um den jungen Mann handele, den er im Gasthof angetroffen hatte. Aber ihn interessirte etwas Anderes.

„Wollen Sie mir nicht sagen, gute Frau, von wem Sie den Ring haben?"

„Ach, das ist lange her, Herr," sagte die Blinde seufzend. „Vor meinem Mann, da liebte ich einen Anderen, der verlobte sich mit mir und gab mir den Ring. Nachher ist er unter die bösen Buben gerathen und hat fremdes Geld verspielt — tausend Thaler, Herr — und dann — dann hat er sich ertränkt."

„Ertränkt? Wirklich ertränkt?"

„Er hat es seiner Mutter und mir geschrieben, daß er es thun wolle, und er ist nie wieder gesehen worden. Er war ein guter, braver Mensch, Herr; sie haben ihn nur verführt. Ich habe auch nicht geruht, bis Alles bezahlt war."

„Bis was bezahlt war?"

„Nun, das Geld, das er veruntreut hatte. Die Mutter hatte etwas gebracht, und ich habe einen Theil zugegeben. Freilich, es hat nicht gereicht, bei Weitem nicht. Aber der Fabrikherr hatte ein Einsehen; er hat's mir gestundet, denn Ferdinand's Mutter ist bald gestorben; die konnte nichts mehr abzahlen. Mein Mann hat's nachher gethan. Als er mich zur Frau haben wollte, fragte ich ihn: Willst Du meine Schuld bezahlen? — Ja, sagte er, meine Hand darauf. — Da gab ich ihm die meine, und wir haben zusammen gearbeitet, bis Alles abgezahlt war."

„Und ihr in neuen Schulden stecktet!" sagte die Tochter fast rauh.

„Wie, Sie haben die tausend Thaler sich abgespart und zusammengeborgt — für einen Elenden!" rief der Fremde aus. Er war bleich geworden vor Erregung. „Darum — blind!"

Die Frau schüttelte den Kopf. „Nicht darum, Herr. Arme Leute haben eben kein Glück. Doch ich danke Ihnen schön für die Ringe, tausendmal. — Anna, Kind, jetzt wollen wir gehen. Sie hat eine Kammer für mich gemiethet, Herr, wo wir Beide arbeiten können. Vielleicht können wir noch 'mal den letzten Groschen unserer Schuld abzahlen. Aber Ihre Hand, Herr, geben Sie mir Ihre Hand, daß ich Ihnen danken kann."

„Mutter, der Herr ist schon fort," versetzte das Mädchen.

„Er fürchtet das Unglück," murmelte die Blinde traurig. „Es steckt an. Ach, Kind, Kind, was hast Du mit Deinem Johannes gethan! Das ist schlimmer als alles Andere."

Ferdinand Amser — denn kein anderer war es als der, dessen angebliches Schicksal die Wittwe soeben erzählt hatte — war fortgestürzt, weil er seiner Bewegung nicht mehr Herr zu bleiben fürchtete.

Der Jammer war zu groß, den er hier vorgefunden hatte. In qualvoller Ueberlegung rang er nach einem Entschluß, ob er sich entdecken, Alles bekennen, die arme, elende Blinde, die für ihn gelitten, um Verzeihung anflehen solle. Aber was wollte er, der Verschollene, der Todtgeglaubte, hier? Nahm er der Unglücklichen nicht das Beste noch, was sie besaß, den guten Glauben an ihn, an den todten Geliebten ihrer Mädchenjahre, wenn er sich zu erkennen gab?

Nein, er wollte sie segnen und still von hinnen ziehen, das Loos ihrer irdischen Tage verbessern und seine Schuld, soweit er es vermochte, damit sühnen. Nur der todte Ferdinand Amser sollte nicht mehr auferstehen.

Am Abend bei einem Spaziergang durch den nahen Wald war er zu diesem Entschluß gekommen, als ein Rascheln der Zweige ihn aus seinen düsteren Träumereien aufschreckte. Durch die Bäume sah er einen jungen Menschen vor einer Buche stehen, den Revolver in der Hand, mit der augenscheinlichen Absicht, sich zu erschießen.

In eiligen Schritten war er bei ihm.

„Junger Mensch, schon mit dem Leben fertig?"

„Lassen Sie mich los, Herr," knirschte der Andere.

„Ich kenne Sie; Sie sind Johannes Meilen, der Bräutigam Anna Markoff's! Leugnen Sie es nicht."

„Ich leugne nicht. Aber lassen Sie mich. Mein Leben ist zu nichts mehr nütze. Ich bin ein Ehrloser, der kein Recht mehr hat zu leben."

„Und wenn nicht ein Recht, vielleicht doch

die Pflicht zu leben. Denken Sie an Ihre Braut."

„O die —" versetzte der Andere bitter — „sie hat mich von sich gestoßen, weil ich meine Ehre, meinen guten Namen für sie opferte. Ich bin ein armer Kommis, Herr, und als ich die Beiden leiden sah, als die Versteigerung kam — wo war da die menschliche und göttliche Gerechtigkeit?"

„Und da — was haben Sie gethan?"

„Wenn ich's erzählen soll — ich bin furchtbar erregt gewesen. Gestern — vor der Versteigerung — fiel mir das offene Couvert eines Geldbriefes auf dem Comptoir in die Hand — es lag ein Schein darin, den der Kassirer vergessen haben mochte.

„Und Sie nahmen den Schein?"

„Ich unterschlug ihn," versetzte Johannes dumpf. „Und dann am Abend ging ich zu Anna und brachte ihr das Geld. Sie fragte mich, und ich verschwieg nichts. Mit Abscheu wies sie mich und das Geld zurück; sie wollte nichts mehr von mir wissen. Da habe ich heute Morgen dem Kassirer den Schein gebracht und einen Augenblick darnach war ich entlassen. Man rief mir nach, daß ich für den Staatsanwalt reif sei. Und nun will ich ein Ende machen."

Ein schmerzliches Lächeln ging um des Fremden Lippen.

„Und haben Sie bedacht, was nachher werden wird?"

„Was wird sein? Die tolle Welt dreht sich weiter. Es geht auch ohne mich."

„Ohne Sie, Johannes Meilen, wird es freilich gehen. Aber wenn Sie sich tödten, glauben Sie, daß Sie Ihr Dasein endgiltig aus dem Buch des Lebens auslöschen? Vielleicht ergriffe Sie ein Schauder, wenn nach diesem Tode des Grabes Pforten sich öffneten, Sie als ein Auferstandener wieder unter den Lebenden wandelten und all' das Unheil sähen, das aus dem leidenschaftlichen Entschluß eines Augenblicks aufgekeimt ist."

„Ich verstehe Sie nicht," versetzte Johannes mürrisch.

„Kommen Sie, junger Mann. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. — Nein, ich dulde vorerst nicht, daß Sie sich ein Leid anthun. Hören Sie aufmerksam zu. Ich kannte einst vor Jahren einen jungen Mann. Er war so alt wie Sie, gleichfalls ein armer Kommis und hatte wie Sie eine Braut, die arm war, und die er neben seiner guten Mutter aufrichtig liebte. Aber er war auch leichtsinnig wie Sie, vielleicht noch leichtsinniger. Eines Tages bekam er von seinem Prinzipal den Auftrag, eine bestimmte Geldsumme bei der Bank in der Nachbarstadt einzuzahlen, denn der Ort, wo die Firma bestand, war klein. Er machte sich auf den Weg, und in der Stadt gerieth er in Gesellschaft, lustige Gesellschaft, die mit Trinken und Spielen Bescheid wußte — und von dem Alkohol berauscht, von dem Spieltische verführt, verspielte er die ganze Summe, die er bei sich führte.

Als er zu sich kam, sah er mit Schaudern, daß seine Ehre verloren war, und, wie er fürchtete, mit seiner Ehre auch die Liebe seiner Braut. Von Verzweiflung gepackt, stürzte er sich in den großen Strom, der die Stadt durchfließt. Er wollte, wie Sie, sein Leben auslöschen — so hatte er in einem Abschiedsbriefe den Seinen geschrieben.

Aber er kehrte in's Leben zurück. Sein bewußtloser Körper, von dem Strom dahingetrieben, wurde von einem Schiffer aufgefischt. Als er wachte, befand er sich in einer Kajüte. Er wollte von Neuem sterben, aber der Schiffer redete ihm vernünftig zu. Er verwies ihn auf die Neue Welt, wo er ein neues Leben anfangen könne, und erreichte es, daß der junge Mann nachgab. Indem er aber von der Heimath Abschied nahm, beschloß er in seinem Schamgefühl, für sie, für Alle ein Todter zu sein und Denen, welche er liebte, erst Nachricht von seinem Leben zu geben, wenn es ein anderes, ein besseres, geworden sei.

Mit dem alten Leben legte er auch den alten Namen ab und nannte sich fortan Karper. Es ging ihm drüben zuerst sehr schlecht, ehe das Glück ihm lächelte und er Prokurist, ja Inhaber einer großen Firma wurde."

Hier unterbrach ihn Johannes: „Ein schlechter Trost, daß es mir noch einmal gut gehen könnte. Wenn Sie mir Luftschlösser vormalen wollen —"

Der Andere schüttelte traurig den Kopf. „Keine Luftschlösser, junger Freund. Ich will Sie auch nicht trösten, o nein! Hören Sie weiter. Als jener Bekannte von mir Prokurist des Geschäfts geworden war, glaubte er sein Vergehen gesühnt zu haben. Er setzte sich hin und schrieb einen rührenden Brief an seine Mutter, in welchem er ihr Alles mittheilte, sie um ihre Verzeihung anflehte und um Auskunft über seine Braut bat. Es waren Jahre vergangen — und der Brief kam wieder zurück, uneröffnet, denn nach dem Vermerk auf dem Umschlag war die Adressatin gestorben. Das war das erste Unheil seiner frevelnden That. Seine Mutter war gestorben aus Gram über sein Vergehen, noch mehr aus Gram, weil sie glaubte, daß er Hand an sich gelegt habe.

Er schrieb wieder an einen Geschäftsfreund in Deutschland und forschte nach seiner Braut. Die Antwort besagte, daß sie sich mit einem Anderen verheirathet habe. Aber die volle Wahrheit erfuhr er erst, als er, ein alter Mann, vom Heimathsdrang über den Ozean getrieben, den Ort seiner Lieben wieder aufsuchte. Die Braut war wohl das Weib eines Anderen geworden, aber nur, weil dieser sich verpflichtete, das Geld, das ihr einstiger Bräutigam im Spiel verloren, abzuzahlen. Und die Beiden quälten und mühten sich für ihn, den Elenden; wie seine Mutter gestorben, so arbeitete sich seine frühere Braut für ihn blind; sie mußte für ihn nach dem Tode ihres Mannes ihr letztes Hab und Gut opfern, und er selbst mußte mit ansehen, wie Stück für Stück ihrer ärmlichen Wirthschaft unter den Hammer kam.

Ach, er hatte geglaubt, genug gethan zu haben, als er dem Manne, den er bestohlen, nach Jahr und Tag die tausend Thaler, ohne einen Namen zu nennen, als „alte Schuld" zurückgesandt hatte. Nun sah er, wie gering diese Schuld war gegenüber der anderen, daß er sich feige der Verantwortung für seine That entzogen hatte, daß er so viel Liebe wie eine Last von sich abschütteln konnte. Und das Schicksal, gerechter als ein irdischer Richter, strafte ihn furchtbar dafür; es zeigte dem Auferstandenen das Elend, das seine Handlungsweise geschaffen."

Amser machte eine Pause. Johannes sah ihn an. Er begriff Alles.

„Ihr Freund — Ihr Bekannter," sagte er zögernd, „wer ist das?"

Amser legte ihm die Hand auf die Schulter; seine Stimme klang fast feierlich, als er erwiederte: „Ein Mann, der Sie auf demselben Wege sah, den er einst selbst beschritten, und den noch nie so tief der Schauder vor dem, was er einst gethan, gepackt hat als in dem Augenblick, wo er wahrnehmen mußte, daß sein Vergehen sich bei Ihnen wiederholen wollte. Auch Ihre That fiele auf meine Schultern, und ich bin alt. Johannes, lassen Sie mich einst in Frieden sterben."

Der junge Mann war erschüttert.

„Was soll ich thun? Rathen, helfen Sie mir."

„Rechtschaffen kämpfen und — wenn es sein muß — standhaft dulden und des Dichterworts gedenken:

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Da du an Gräbern stehst und klagst." —

Gar lange noch gingen sie im Walde zusammen. Amser besprach mit Johannes einen Zukunftsplan. Er wollte ihm die Mittel gewähren, sich selbstständig machen und Anna heirathen zu können.

„Und soll ich ihr und ihrer Mutter nicht Ihren wahren Namen nennen?" fragte Johannes.

„Nein," versetzte Amser, „lassen wir das. Zu viel liegt zwischen damals und jetzt. Lassen wir ihnen den Glauben, daß ich ein Todter sei. Ich bin es ja Allen hier in meiner Heimath. Der Auferstandene soll sie nicht erschrecken."

Sie schieden voneinander. Johannes trieb es, Anna und ihre Mutter aufzusuchen. Als er die Thür des Kämmerchens öffnen wollte, stürzte ihm Anna entgegen.

„Johannes," rief sie, „bist Du es endlich? Ich weiß Alles — man hat Dich entlassen um unseretwillen. Vergib mir, was ich gesagt; ich hatte zu große Angst um Dich."

Er schloß sie in seine Arme. Aus der Kammer tönte die Stimme der blinden Mutter: „So ist es recht, Kinder. Ich habe der Anna den schönen Spruch vorgehalten, den ich einst gelesen, als ich noch lesen konnte:

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst —"

* * *

Am nächsten Tage reiste der Fremde, über den man sich in Oedenberg vergeblich den Kopf zerbrach, wieder ab, nachdem er der Wittwe und ihrer Tochter noch einen Besuch gemacht hatte. Die Blinde fand es sonderbar, wie warm er ihr die Hand beim Abschied gedrückt hatte, aber es freute sie doch.

Johannes errichtete bald darnach ein selbstständiges Geschäft in einer größeren Stadt, zu dem ihm der Amerikaner das Geld vorgeschossen hatte. Anna wurde sein Weib, und Frau Lina gewann durch eine geschickte ärztliche Operation ihr Augenlicht wieder.

Nicht lange Zeit darnach kam von jenseits des Ozeans ein Brief. Mr. Karper war gestorben und hatte in seinem Testament nicht blos Johannes die geliehene Summe geschenkt, sondern auch Anna ein beträchtliches Kapital ausgesetzt.

Mannigfaltiges.

Nutzen der Fingersprache in Revolutionszeiten. — Nach dem Tode des berühmten und verdienstvollen Abbé de l'Epée wurde 1789 der Abbé Roche Ambroise Sicard dessen Nachfolger als Direktor des Taubstummeninstituts in Paris. Wie sein Vorgänger war auch er dem System der Fingersprache beim Unterricht der Taubstummen hold, im Gegensatze zu dem lautsprachlichen Unterricht, der in einigen anderen Ländern an Taubstummenanstalten mit Erfolg betrieben wurde, und er verbesserte recht sinnreich sowohl das einhändige wie das zweihändige Fingeralphabet. Der Nachtheil dieser Methode ist ja, daß die Taubstummen sich nur mit solchen Personen verständigen können, welchen ebenfalls die „Fingersprache" geläufig ist.

Als während der Revolution die Zustände immer gefährlicher sich gestalteten, vermochte der würdige Abbé Sicard seine Zunge nicht im Zaume zu halten, und er räsonnirte in höchst unvorsichtiger Weise, was den Spionen der Schreckensregierung zur Kenntniß kam und die Folge hatte, daß er verhaftet und

zu vielen anderen Leidensgefährten in das Gefängniß der Abtei gebracht wurde.

Als dann im September 1792 durch den Justizminister Danton die Ermordung der politischen Gefangenen in den Pariser Gefängnissen angeordnet wurde, gerieth auch der Abbé Sicard in die größte Lebensgefahr, aus welcher ihn nur ein Wunder rettete.

Man trieb damals die Gefangenen aus den Kerkern auf den Hof der Abtei, wo sie durch Säbelhiebe und Pikenstöße von den entmenschten bluttriefenden Sanskulotten getödtet wurden. Es fand ein ganz summarisches Verfahren statt. Ueberflüssiger Weise hatte man freilich eine Art Jury gebildet, welcher Maillard, der Bastillenstürmer, präsidirte. Wenn ein Gefangener oder eine Gefangene auf den Hof hinausgestoßen worden war, so gab Maillard einen Wink, worauf dann die Mörder mit Säbeln und Piken über das unglückliche Opfer herfielen.

Der Hofraum war bald mit Menschenblut bedeckt. Schon mehrmals hatte man die Leichen der Ermordeten bei Seite werfen müssen, so daß sie haufenweise dalagen, um Platz für neue Opfer zu schaffen. Da wurde Sicard hinausgestoßen. Wie gewöhnlich winkte Maillard, und die Säbel und Piken der Mörder wandten sich gegen den Abbé. Zu seiner größten Verwunderung erkannte er in den zwei eifrigsten Bösewichtern zwei junge taubstumme Burschen, die noch kurz zuvor seine Schüler und Pfleglinge gewesen waren.

Sicard — im Angesichte des anscheinend sicheren Todes — erhob seine beiden Hände und gab in der Fingersprache den zwei entarteten Zöglingen sein Entsetzen darüber zu erkennen, daß er sie unter den Mördern bei solcher grauenhaften Blutarbeit sehen müsse. Da erkannten ihn die Beiden an den ihnen so vertrauten Zeichen sogleich. Anstatt ihn niederzumetzeln, stürzten sie sich auf ihn und deckten ihn mit ihren Leibern, um ihn vor den Pikenstößen und Säbelhieben der anderen Mörder zu schützen.

„Hoho, was ist das?" schrie Maillard. „Macht ein Ende mit dem Schurken! Er ist ein Royalist! Zum Tode mit ihm! Stoßt ihn nieder!"

Aber die beiden Taubstummen machten es durch energische Geberden verständlich, daß sie durchaus den Abbé auch ferner beschützen wollten.

„Es ist der Bürger Sicard!" riefen andere Mörder, indem sie zauderten in ihrem Blutwerk.

„Nun, was denn weiter?" schrie Maillard. „Er ist ein royalistischer Schuft, der arge Schandreden über die Vorgänge in den Jakobinerklubs geführt hat!"

„Achtung vor dem Vater der Taubstummen!" riefen die bluttriefenden Mörder. „Wer soll denn künftig für die armen Taubstummen sorgen und ihnen helfen, wenn wir hier den Vater Sicard umbringen?"

„So wollt ihr ihn also durchaus nicht niederhauen?"

„Nein! Er soll leben!"

Und alle Mörder schrieen, ihre blutigen Säbel schwingend: „Es lebe Bürger Sicard, der Vater der Taubstummen!"

„Nun denn, meinetwegen," sagte Maillard achselzuckend. „Du bist also frei, Bürger Sicard, und magst ungehindert fortgehen. Doch halte in Zukunft Deine lose Zunge besser im Zaume! Kannst Du es aber durchaus nicht unterdrücken, Deinen frevelhaften Zornesgefühlen über die jetzigen glorreichen Zustände freien Lauf zu lassen, so rathe ich Dir, tobe Deinen Groll aus in der Fingersprache, die Unsereiner nicht versteht; das dürfte für Dich weniger gefährlich sein. Und nun stehe uns hier nicht länger im Wege, sondern packe Dich schleunigst fort, denn wir haben noch mehr zu thun!"

Sicard ließ sich das nicht zweimal sagen. Er stieg über den Leichenhaufen und verließ den Hof der Abtei, in welchem dann die Blutarbeit ihren Fortgang nahm. Geleitet wurde er von den beiden taubstummen Mördern, die triumphirend ihn nach dem Institut brachten und ihn dann erst verließen.

Der würdige Abbé empfand ja gewiß den tiefsten Kummer darüber, daß zwei seiner ehemaligen Zöglinge so grauenhaft hatten verwildern können in jener Schreckenszeit. Aber doch mußte er sich sagen, daß der an und für sich betrübende Umstand zu seinem Heile gewesen sei. Denn andernfalls wäre er sicherlich getödtet worden, wie so viele Tausend andere unglückliche Opfer der großen französischen Revolution.

Fortan verhielt er sich vorsichtig und nahm besonders seine Zunge sehr in Acht. Nur durch die Fingersprache gab er wohl hin und wieder einmal dem innerlichen Zorn und Grame Ausdruck — dem weisen Rathe Maillard's folgend. So war er freilich sicher, nicht von den Spionen der Schreckensregierung, sondern nur von seinen treuen Taubstummen verstanden zu werden, die ihn gewiß nicht verriethen.

Selbst damals in der tollsten Schreckenszeit wurde übrigens ziemlich gut für das Taubstummeninstitut gesorgt, denn Robespierre und Genossen sahen den Nutzen desselben sehr wohl ein. Gerade zu jener Zeit wurde dem Institut ein viel besseres Gebäude in der Straße St. Jacques eingeräumt. Später, als Napoleon erster Konsul geworden war, wurde auf seinen Befehl die segensreiche und nützliche Anstalt noch besser ausgestattet, deren Leiter mit unermüdlichem Eifer Sicard blieb bis zu seinem Lebensende. Am 10. Mai 1824 starb der edle und würdige Mann, der „Vater der Taubstummen". [F. L.]

Eine starke Familie. — Als im Jahre 1029 Konrad II., der erste Kaiser aus dem fränkischen Hause, zu Regensburg Hof hielt, hatte er alle seine Vasallen ringsum mit ihren Söhnen zu sich entboten, aber ausdrücklich untersagt, irgend welches fremde Gefolge mit in die Stadt zu bringen. Schon hatten die meisten Geladenen ihre Huldigung dargebracht, als dem Kaiser der Graf Babo v. Avensburg mit einer großen Schaar wohlausgerüsteter Ritter gemeldet wurde. Unwillig rief Konrad dem Grafen entgegen:

„Achtest Du so meine Gebote? Wer sind die Ritter, die Du da mit Dir bringst?"

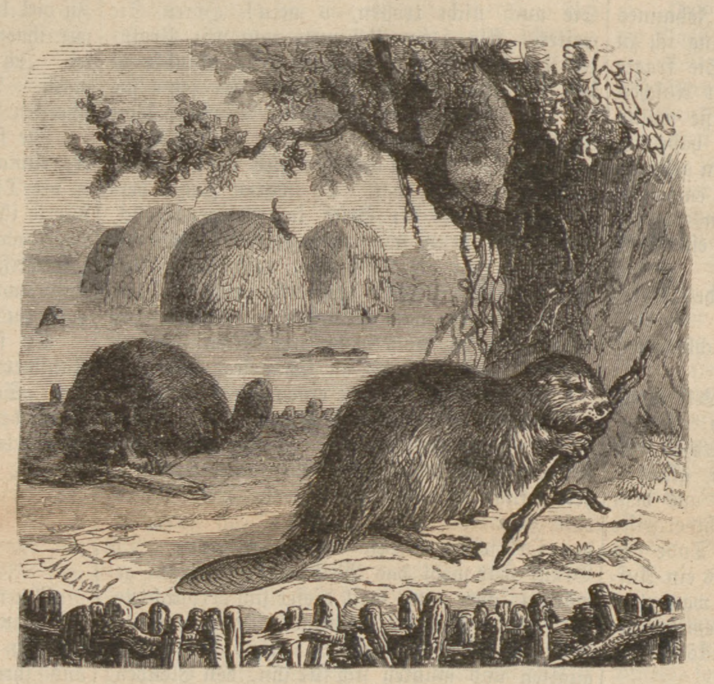
Graf Babo aber neigte sich ehrfurchtsvoll vor des Kaisers Majestät und entgegnete: „Gnädigster Herr und Kaiser! Das sind meine Söhne. Es sind ihrer zweiunddreißig!"

Darob erstaunte der Kaiser gar sehr und lächelte schier ungläubig. Der Graf aber setzte rasch hinzu: „Doch habe ich zu Hause auch noch acht Töchter!" [E. K.]

Biber bei der Arbeit.

(Mit Abbildung.)

Der Biber findet sich in Deutschland nur noch ganz vereinzelt, wo er von strengen Jagdgesetzen geschützt wird; besonders häufig trifft man dieses merkwürdige Nagethier noch in Kanada. Die Thiere leben an Flüssen und Bächen, in denen sie als geschickte Baumeister Dämme und Burgen anlegen. Zunächst erbauen sie oft 100 Meter lange, mehrere Meter breite Dämme aus mit Schlamm und Erde verdichteten Hölzern, um das Wasser bis zu einer bestimmten Höhe anzustauen. Dann kommen die Burgen an die Reihe. Zunächst tragen die Biber einen regellosen Haufen von geschälten starken Knüppeln zusammen. Sobald dieser das Wasser um etwa zwei Meter überragt, wird er mit Erde, Schlamm, Moos oder Rasenstücken verdichtet und stellt nun ein kuppelförmiges Bauwerk her. In seinem oberen Theile befindet sich die schön geglättete Wohnhöhle, während die Ausführungsgänge unter Wasser münden. Unsere Abbildung zeigt uns eine einzige mit der Ausbesserung des Dammes beschäftigte Biber, während wir in dem aufgestauten Flusse im Hintergrunde eine Anzahl Burgen emporragen sehen. Daß der Biber beim Arbeiten seinen flachen Schwanz als Mauerkelle benütze, ist eine Fabel; wohl aber weiß er Vorderpfoten und Zähne mit erstaunlicher Geschicklichkeit zu gebrauchen.



Biber bei der Arbeit.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 23:
Wer sich nicht zu viel dünkt, ist viel mehr, als er glaubt.

Einsatz-Räthsel.

K	A			A	N
S	P			R	E
L	U			N	O
B	R			Z	A
H	E			L	D
T	H			A	S

In vorstehender Figur sind die fehlenden Buchstaben in der Weise einzusetzen, daß die wagrechten Reihen bezeichnen: 1) ein orientalisches Kleidungsstück, 2) einen Blüthenstand, 3) eine Stadt und einen See in der Schweiz, 4) einen französischen Afrikaforscher, 5) einen altdeutschen Hofbeamten, 6) einen männlichen Vornamen. — Sind alle Wörter richtig gefunden, so zeigt die ergänzte dritte Vertikalreihe, von oben nach unten gelesen, den Namen der Hauptperson einer Oper, die vierte, von unten nach oben gelesen, den Namen des Komponisten.

Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösungen von Nr. 23:

der Verwandlungs-Aufgabe: 1) Ewald, 2) Dorn, 3) Pavian, 4) Tusch, 5) Meter, 6) Morpheus, 7) Koralle, 8) Messer, 9) Weichsel, 10) Motor, 11) Mainz, 12) Athalia, 13) Traube, 14) Thorn, 15) Leda, 16) Batum = Ernst Moritz Arndt; des Homonyms: Streich.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.